

REBEL KARI HERBERT ARTISTS

15 Malerinnen, die es der Welt zeigten

Aus dem Englischen
von Frank Sievers



C.H.BECK

INHALTSVERZEICHNIS

- 7 Rebel Artists – Das Manifest
- 8 Einleitung
- 10 **KENOJUAK ASHEVAK**, Kanada – Die glückliche Eule
- 18 **BARBARA HEPWORTH**, Großbritannien – Ein schöner Gedanke
- 26 **HANNAH HÖCH**, Deutschland – Mut zum Schneid
- 32 **TOVE JANSSON**, Finnland – Lebendige Kunst
- 42 **FRIDA KAHLO**, Mexiko – Porträt der Wirklichkeit
- 50 **CORITA KENT**, USA – Pop Art mit Herz
- 58 **EMILY KAME KNGWARREYE**, Australien – Traumzeit
- 66 **YAYOI KUSAMA**, Japan – Ein Tupfen im Universum
- 74 **GABRIELE MÜNTER**, Deutschland – Blaue Landschaft



- 82 **GEORGIA O'KEEFFE**, USA – Die Mutter der Moderne
- 90 **LJUBOW POPOWA**, Russland – Ein Bild der Zukunft
- 98 **FAITH RINGGOLD**, USA – Genähte Geschichte
- 106 **AMRITA SHER-GIL**, Ungarn, Indien – Die Farbe der Sonne
- 112 **ALMA THOMAS**, USA – Farbfelder
- 118 **SUZANNE VALADON**, Frankreich – Einfach das Leben
- 126 Galerie der Künstlerinnen
- 134 Glossar | Danksagung
- 138 Bibliographie
- 139 Liste der Kunstwerke | Über die Autorin
- 142 Register





Rebel Artists

DAS MANIFEST

Du möchtest auch ein Rebel Artist werden?

Dann nimm dir einen Pinsel, einen Stift
Oder was du gerade zur Hand hast ...

Glaub an dich.
Lass deiner Phantasie freien Lauf.

Sei mutig.
Mach dich groß.
Und jetzt zeige, was du kannst ...

Und denk immer daran:
Du bist großartig.
Du kannst erschaffen, was du willst.
Kunst kennt keine Regeln ...

KENOJUAK ASHEVAK

ICH BIN EINE EULE,
UND ICH BIN EINE GLÜCKLICHE EULE.
ICH BIN DAS LICHT DES GLÜCKS,
UND ICH BIN EINE TANZENDE,
GLÜCKLICHE EULE.



KENOJUAK ASHEVAK

DIE GLÜCKLICHE EULE

Der Wind tobte um das Qarmaq. Er zog und zerzte an dem Zelt aus Robbenfell, drang herein und ließ das Licht der Tranlampe flackern. Eine Haarsträhne fiel ihr ins Gesicht. Aber sie blickte starr geradeaus, während ihre Hand den Bleistift bewegte. Ein ungewohntes Geräusch, das dumpfe Kratzen des Bleis auf dem Papier. Zum ersten Mal hielt sie einen Bleistift in der Hand, zum ersten Mal sah sie ein Blatt Papier – beides war aus der anderen Welt zu ihr gelangt. «Es ist so dünn wie die Schale vom Ei eines Schneevogels», dachte sie.

Plötzlich entstand eine Kontur. Die Zeichnung war geheimnisvoll und schön, vertraut und zugleich wie aus einer anderen Welt. Kenojuak steckte sie sich in den Amauti und ging hinaus. Unter ihren Lederstiefeln knirschte der Schnee. Die Kälte kroch in ihre Kleidung, aber der lange dunkle Winter war fast vorbei, und am Horizont glomm schon das Leben mit seinen Möglichkeiten. Bald würde die Sonne aufgehen und wieder Licht spenden.



Wachende Eule, 1997

Geboren wurde Kenojuak in einem Iglu im Inuit-Camp Ikirasaq, im Süden der zu Kanada gehörenden Baffininsel. Ihr Vater war Jäger und Pelzhändler, aber er kam ums Leben, als sie noch ganz klein war. So brachten ihre Mutter und Großmutter ihr bei, was sie zum Überleben können musste: im Sommer Beeren und Eiderenten-Eier sammeln, im Winter durch ein Loch im Eis fischen. Genau wie ihre Vorfahren fuhren sie gemeinsam von Camp zu Camp. Um Essen kaufen zu können, nähten sie aus Robbenfell Taschen und andere Utensilien und



verkauften sie. Dann lernte Ashevak ihren Ehemann Johnniebo kennen und sie gründeten eine Familie.

Doch Kenojuak erkrankte an Tuberkulose, weshalb die Ärzte sie von ihren Kindern trennten und in ein Krankenhaus in Quebec brachten. Drei Jahre lang durfte sie ihre geliebte Familie nicht sehen. Unterdessen starben ihre Kinder, weil sie verdorbenes Walrossfleisch gegessen hatten. «Da muss etwas in mir zerstört worden sein», erinnerte sich Kenojuak, «denn als ich das hörte, wäre ich fast selbst gestorben. Es war mir egal, ob ich lebe oder tot bin.» Doch irgendwann ging es ihr wieder besser und sie durfte zurück nach Hause.

1966 zogen Kenojuak und Johnniebo nach Kinngait, ein modernes Dorf, wo ihre Kinder zur Schule gehen konnten. Die Weißen nannten es Cape Dorset und wohnten in Holzhütten. Die meisten Inuit dagegen hatten immer noch ihre gewohnten Zelte aus Robbenfell. Die Dorfbewohner schnitzten Bilder in Knochen – die sogenannte Beinschnitzerei – und beschäftigten sich mit Kunsthandwerk. Aber niemand machte Bilder oder Zeichnungen. Bis James und Alma Houston kamen. Und mit ihnen ein neues Leben begann.

Die Houstons kannten die traditionelle Handwerkskunst, die Frauen wie Kenojuak herstellten, und fragten sich, ob sich daraus moderne Kunst erschaffen ließe. Erst verstand Kenojuak nicht, was James und Alma damit meinten, weil in ihrer Sprache kein Wort für «Kunst» existiert. Da

gab Alma ihr einige Bleistifte und Papier und James fragte sie, ob sie etwas zeichnen könne. Als Kenojuak den beiden ihr fertiges Bild überreichte, sagte sie, es zeige ein Kaninchen, das Seetang frisst.

Die Houstons waren fasziniert von Kenojuaks Bild, wie viele andere auch. Schon bald wurden Drucke ihrer Zeichnungen angefertigt. Anfangs bat Kenojuak einen Jäger, die Steine für ihre Drucke zu behauen. Er hatte starke Handgelenke vom Werfen der Harpune und half Kenojuak gern, aber sie wusste, dass er eigentlich lieber jagen ging. Das Leben wurde nun leichter für sie, wobei weder Kenojuak noch ihre Familie oder Freunde vergaßen, dass die Menschen im Dorf litten, wenn die Jäger mit leeren Händen heimkamen.

Die Drucke verkaufte sich auf der ganzen Welt, von Paris bis Tokio, Orte, von denen Kenojuak noch nie gehört hatte. Sie experimentierte mit allen Materialien, die Künstler benutzten – Plakatfarben, Filzstifte, Wasserfarben, Tinte, Wachsmalstifte. Besonders gern mochte sie es, wenn ihr Zelt vom Duft der Wachsmalstifte erfüllt war! Sie ermunterte andere zum Zeichnen und half ein Atelier aufzubauen, das gemeinschaftlich von Inuit-Künstlern betrieben wurde.

Es ist heute das produktivste Inuit-Kunstzentrum der Welt.



EMILY
KAME
KNGWARREYE

VIEL, SEHR VIEL – ICH MALE

SEHR SEHR VIEL.



EMILY KAME KNGWARREYE

TRAUMZEIT

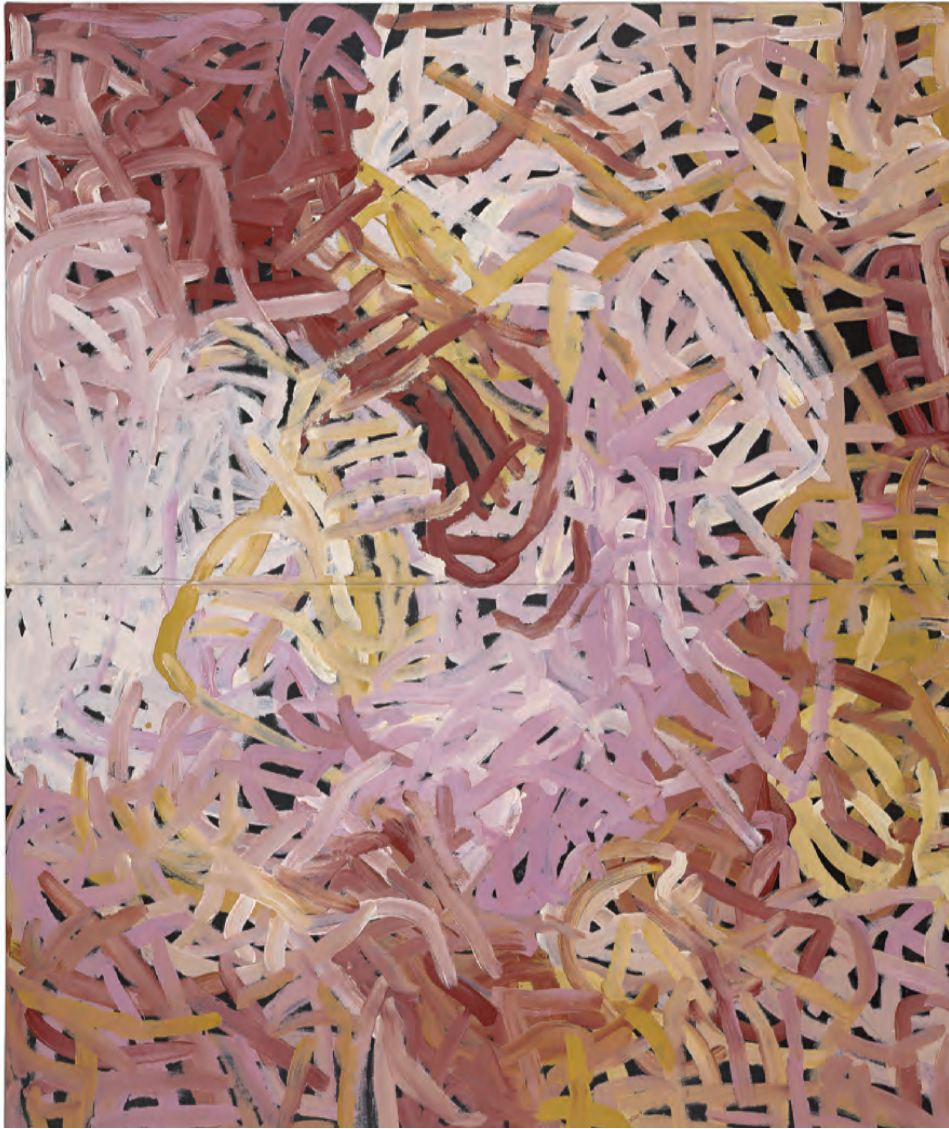
Emily saß an ihrem Lieblingsplatz, die Farbtöpfe rundum aufgereiht. Während sie vor sich hinsummte, strich sie mit ihrem stummeligen Pinsel über die riesige Leinwand, die sie auf der roten Erde ausgebreitet hatte. Die Farben flossen ineinander, vermehrten sich, glichen stellenweise Zweigen oder Wurzeln. Ihre Bilder erzählen alles, hat sie einmal gesagt. Damit meinte sie, dass die Bilder von ihrem Leben und von ihrem Land erzählen.

Der Boden in der Wüste im Nordwesten Australiens war trocken und rissig. Manchmal gab es jahrelang keinen Regen. Eine unwirtliche Gegend, aber die Anmatyerre hatten gelernt, in ihr zu überleben. Sie waren hier seit Hunderten von Generationen. Sie wussten, wie man Pflanzen züchtet und wie man die im Boden versteckten köstlichen Yamwurzeln findet. All das lernten sie durch die Traumzeit – Geschichten ihrer Ahnen. Hier war Emily zuhause.

Emily wusste nicht, in welchem Jahr sie geboren war. Doch derlei Kleinigkeiten interessierten sie auch nicht. Jahre später wurde Emily selbst zur Stammesältesten und damit zur Bewahrerin dieser Geschichten.

Schon vor langer Zeit hatte sie sich beibringen lassen, wie man die feierlichen Sandbilder anfertigt, auf denen die «Traumzeit» dargestellt wird. Und für eine Zeremonie der Frauen, die Awelye, durfte sie auf deren Körper die Muster aufmalen. Ihr erstes Bild schuf sie jedoch erst mit fast achtzig Jahren! Etwas spät, könnte man meinen, aber sie selbst sagte, die Bilder seien gekommen, als sie kommen sollten. Anfangs machte Emily Batiken – dabei wird heißes Wachs auf ein Gewebe aufgetragen, das man anschließend einfärbt. Aber Emily mochte den Geruch der Wachsdämpfe nicht und freute sich, als ihre Gemeinde Farben und Leinwände bekam.





Große Yamswurzeln, 1996



Für die Aborigines erklärt die Traumzeit, wie die Geister das Land und alles, was sich darin befindet, erschaffen haben. Wenn Emily die Traumzeit malte, sah es manchmal so aus, als enthielten ihre Bilder das gesamte Universum: von den Sternen bis zu den winzigen Zellen in unserem Körper, die für uns selbst unsichtbar sind.

Die Geister der Traumzeit schufen die Samen, die Pflanzen und die Erde. Sie schenkten Emilys Vorfahren das Leben und schufen auch den großen Sandhügel uturupa, nach dem diese Gegend in der australischen Wüste benannt ist: Utopia. Das Wort Utopia bedeutet «ein Ort, an dem alles perfekt ist».

Emilys Bilder wirken, als wären sie durch sie hindurchgeflossen. Ihr ganzes Leben, alles, was sie liebte, alles Alte und alle Weisheit sind aus ihr herausgesprudelt und haben sich auf die Leinwand gelegt. Strich um



Strich trug Emily auf, bis die ganze Leinwand aus dicken Farbschichten bestand. Wenn man ihre Bilder lange betrachtet, meint man, in sie hineinzufallen.

Emily hatte eine unbändige Energie, obwohl sie schon zu den Ältesten in ihrer Gemeinde zählte. In acht Jahren malte sie fast dreitausend Bilder, manche davon so groß, dass sie zwei Männer überragt hätten! Einige verglichen ihre Kunst mit großen Künstlern wie Claude Monet oder Jackson Pollock, aber Emily hatte nie auch nur ein einziges Bild eines anderen Künstlers gesehen. Sie malte, was sie sah und was sie träumte. Sie wurde die berühmteste Aborigines-Künstlerin Australiens und war bald auf der ganzen Welt bekannt. Doch das Geld, das sie für ihre Bilder bekam, teilte sie immer mit ihrer Sippe.

Emily führte das traditionelle Leben der Aborigines. Manchmal ging sie los, um Buschessen zu sammeln – so sagte man bei ihnen, wenn man in der freien Natur nach Nahrung suchte, nach Samen und Früchten, Witchetty-Maden und Honig. Gern schlief Emily unter dem weiten Wüstenhimmel. Dann konnte sie die Erde spüren, zu ihren Ahnen flüstern und träumen. Sie träumte davon, wie sie über das wilde Land flog. Träumte von Eidechsen und Emus, heiligen Gräsern und den Ntange-Samen, die der Wüstenwind über die Ebene wehte. Träumte davon, wie sie in die Erde glitt und sich zwischen den langen verdrehten Wurzeln der heiligen Yams hindurchwand, die über- und unterirdisch wuchs, als wolle sie eine Verbindung zwischen der Erde und den Geistern herstellen. Emily träumte, und dann malte sie, viel, sehr sehr viel.

GEORGIA O'KEEFFE

ICH STELLTE FEST,
DASS ICH MIT FARBEN UND FORMEN
DINGE SAGEN KONNTE,
DIE ICH AUF ANDERE WEISE
NICHT SAGEN KONNTE – DINGE,
FÜR DIE ICH KEINE WORTE HATTE.



GEORGIA O'KEEFFE

DIE MUTTER DER MODERNE

Georgia lächelte. Sie war am Schwarzen Ort. Die dunklen, grüblerischen Felsen von New Mexico wallten und wogten sie an. Andere Menschen mochten darin nichts Schönes erkennen, Georgia fand sie großartig und erhebend. Denn für sie waren sie nicht nur schwarz, sondern hatten die verschiedensten Tönungen, rostfarben, violett, braun wie Eschenholz. Sie konnte tagelang in dieser Gegend bleiben und die Felsen malen, ohne dessen müde zu werden.

Schon als junges Mädchen wusste Georgia, dass sie Künstlerin werden wollte. Ihre Lehrer auf der High School in Wisconsin unterstützten sie in ihrem Wunsch. Ihre Kunstlehrerin war eine dünne Frau mit leuchtenden Augen, die immer denselben Hut mit künstlichen Veilchen trug. Selbst Jahre später erinnerte sich Georgia noch daran, wie ihre Lehrerin sie auf die wundersamen Formen und die subtilen Farbvarianten der Blumen hinwies: die Violetttonungen vom tiefen, erdigen Lila bis zur hellen



Sommertage, 1936

Malvenfarbe und die unendliche Vielfalt an Grüntönen. Noch nie hatte sich Georgia ein lebendiges Wesen so genau angesehen, und plötzlich juckte es ihr in den Fingern, diese Blume zu malen. Fortan achtete sie in allem auf jede Kleinigkeit, um sie sodann in ihren Gemälden nachzubilden.

1905 ging sie an das Art Institute of Chicago, und nach ihrem Abschluss nahm sie Lehrtätigkeiten in South Carolina und Texas auf. In diesen rauen Gegenden brannte im Sommer die Sonne herunter; hier konnte man im Winter zum Eisblock gefrieren. All das liebte sie. Sie war fasziniert von der wilden Natur.

Wie eh und je verspürte Georgia den inneren Drang zu malen, aber jetzt wollte sie das Gegenteil von dem tun, was man ihr beigebracht hatte. Sie machte ein Experiment und verbot sich, Farben zu verwenden. So saß sie tagein, tagaus mit einem Stück Kohle in ihrem Zimmer auf dem Fußboden und versuchte ihren Gefühlen Ausdruck zu verleihen, ihrem wahren, innersten Kern. Und nach monatelangen frustrierenden Versuchen spürte sie plötzlich eine neue Freiheit, die in ihre Kunst geflossen war. Ihre Bilder bestanden nun aus abstrakten Formen, die züngelnde Flammen oder die Lebenskraft zarter frischer Triebe evozierten.

1912 lernte sie auf einem Sommerseminar an der Universität von Virginia die revolutionären Ideen des Professors Arthur Wesley Dow kennen, der seine Schüler zum freien künstlerischen Ausdruck ermutigte. Arthur hatte eine völlig neuartige Vorstellung davon, wie ein Kunstwerk auf der Leinwand zu komponieren sei, und er war der Ansicht, Kunst solle eine Kraftquelle für alle Menschen sein, in jedermanns Alltag, und nicht nur als Zierde für einige wenige dienen. Ideen, die Georgia liebend gern aufgriff.

Sie begann Blumen zu malen, aber auf eine völlig neue Art und Weise. «Meist sehen wir die Blumen gar nicht», sagte sie. «Sie sind so klein – wir haben keine Zeit – und zum Sehen braucht man Zeit, so wie man sich für einen Freund Zeit nehmen muss. Ich will selbst die vielbeschäftigten New Yorker dazu bringen, sich die Zeit dafür zu nehmen, wie ich die Blumen sehe.» Georgia wollte in ihren Bildern zeigen, was Blumen ihr bedeuteten, und malte sie daher so groß, wie sie nur konnte. Ihre riesigen Gemälde bildeten deren Zerbrechlichkeit und Perfektion auf intime Weise ab. Die Kritiker waren irritiert. Georgia malte völlig anders als alle ihre Zeitgenossen.

Anfangs wusste niemand, wie er auf Georgia und ihre Kunst reagieren sollte. Schon als junge Frau stach sie aus der Masse heraus. Sie hatte einen klaren, durchdringenden Blick, mit dem sie ihrem Gegenüber tief in die Seele zu schauen schien. Am liebsten trug sie Schwarz, auf dem Kopf einen Herrenfilzhut. 1916 schickte sie ihre Bilder einem Freund, der sie heimlich dem berühmten Fotografen Alfred Stieglitz zeigte. Alfred war so begeistert, dass er die Werke in seiner Galerie in New York aufhängte. Damit begann eine außergewöhnliche kreative Partnerschaft und Liebesbeziehung. In den 1920er Jahren war Georgia eine der bekanntesten Künstlerinnen der Welt.

Sie genoss den Erfolg, konnte sich aber mit der lauten Stadt, den pompösen Vernissagen und Partys nicht anfreunden. Am wohlsten fühlte sie sich in der freien Natur, allein mit ihrer Staffelei und ihren Farben.



YAYOI KUSAMA

ICH ERSCHAFFE KUNST,
UM DIE MENSCHHEIT ZU HEILEN.



YAYOI KUSAMA

EIN TUPFEN IM UNIVERSUM

Die Sonnenstrahlen fielen durchs Fenster. Draußen erwachte die Stadt. Tokios Straßen waren von Lärm erfüllt. Vorbeieilende, geschäftige Menschen. Aber Yayoi gehörte nicht dazu. Sie war in ihrem Heiligtum, ihrem Zufluchtsort. Ihr Atelier lag in der Nähe eines Krankenhauses. Yayoi musste Kunst machen. Sie tat es nicht nur gern, es war für sie wie Medizin.

Heute sind ihre Bilder weltbekannt, aber der Anfang war für Yayoi alles andere als leicht. Als Kind malte Yayoi jeden Tag. Allerdings war ihre Mutter sehr traditionsbewusst und hielt nichts davon, dass Yayoi Künstlerin werden wollte. Sie sagte zu ihrer Tochter, sie müsse einen Mann aus reichem Hause heiraten und Hausfrau werden. Sie nahm ihr die Farben weg und zerriss ihre Bilder. Aber das stachelte Yayoi nur noch weiter an!

Als sie ein paar Jahre älter war, bat sie die Künstlerin Georgia O'Keeffe in einem Brief um Rat. Das Leben als Künstlerin sei überall hart, antwortete O'Keeffe, aber sie wolle versuchen, ihr zu helfen, soweit sie konnte. Von der



Nr. F, 1959

Antwort ermutigt, packte Yayoi ihre Zeichnungen und Gemälde in einen Koffer, nähte sich ein paar Geldscheine in ihre Kleider und verließ Japan.

Als Yayoi 1958 nach New York kam, ging sie zuallererst auf das Empire State Building. Von dort oben sahen die Menschen wie winzige Punkte aus. Yayoi schwor sich, eine berühmte Künstlerin zu werden. Sie wusste, dass sie es konnte. In ihr schlummerte ein Vulkan kreativer Energie.

Yayoi fand ein kleines Atelier und zimmerte sich aus einer alten Tür ein Bett. Das wenige Geld gab sie für Künstlerbedarf aus. Wenn sie nichts mehr zu essen hatte, stöberte sie in Mülleimern nach Gemüseabfällen und Fischköpfen, aus denen sie sich eine Suppe kochte. Manchmal konnte sie vor Kälte und Hunger nicht schlafen. Aber Yayoi gab nicht auf und machte weiter Kunst.

Sie malte weiße Wellenformen, indem sie kleine Punkte in sich wiederholenden Mustern auf einen grauen Hintergrund setzte. Diese Bilder nannte sie «Unendlichkeitsnetze». Von früh bis spät malte Yayoi, manchmal bis tief in die Nacht. Ihre «Netze» hatten keinen Mittelpunkt



und keine Perspektive. Wenn sie malte, schienen sich die Muster von der Leinwand zu schleichen und sich über Boden und Wände zu ergießen. Es waren Muster, in denen man sich verlieren konnte. Manche ihrer Bilder waren zehn Meter breit. Yayoi wollte die Weite des Universums ermessen - und ihren eigenen Platz darin.

New York war damals der Mittelpunkt der Kunstwelt. Künstler wie Andy Warhol oder Donald Judd schufen neue Kunstformen wie die Pop Art, in die Ideen aus Comics und Werbung einfließen, oder den Minimalismus, in dem die Kunst nicht mehr dazu dient, irgendetwas darzustellen. Der Betrachter sieht, was er selbst sehen will. Doch obwohl die Kunst aufregende neue Wege einschlug, waren alle berühmten Künstler Männer. Für eine junge Künstlerin aus Japan würde es schwer werden, sich durchzusetzen.

Dann kamen die 1960er Jahre und mit ihnen eine Zeit des Wandels: in Mode, Musik und Kunst. Und Yayoi saugte all das in sich auf. Sie schuf außergewöhnliche Skulpturen wie etwa ein Ruderboot voll weicher weißer Würste, die aus Stoff genäht waren und wie Körperteile aussahen. Sie stellte Kleider aus trockenen Makkaroni her. Ließ sich nackt fotografieren. Ritt auf einem mit Punkten übersäten Pferd durch die Parks und schuf sogenannte Happenings, bei denen die Teilnehmer auf der Straße die Kleider ablegten und tanzten, während Yayoi ihnen Tupfen auf die Haut pappte.

GALERIE DER KÜNSTLERINNEN



KENOJUAK ASHEVAK

1927 – 2013 | Kanada

Kenojuak Ashevak hat eine moderne Form der Inuit-Kunst ins Leben gerufen. Inspiriert von der Verbindung ihrer Gemeinschaft mit der Natur, wurde ihre Grafik «Die verzauberte Eule» das bekannteste Werk kanadischer Inuit-Kunst. Ashevak ist auch Mitgründerin einer Gruppe, die es Inuit-Künstlern ermöglicht, mit ihren Arbeiten den Lebensunterhalt zu verdienen.

BARBARA HEPWORTH

1903 – 1975 | Großbritannien

Barbara Hepworth gehört zu den bedeutendsten britischen Künstlern. In ihren bahnbrechenden Skulpturen aus Holz, Stein und Bronze spiegelt sich ihre Vorstellung vom Menschen und von der britischen Landschaft. Ihr Leben lang erhielt sie von öffentlichen Einrichtungen Auftragsarbeiten, auch von den Vereinten Nationen in New York. Ihrem Werk sind zwei Museen gewidmet.

